



Daphne du Maurier

MEINE
COUSINE
RACHEL

it

Neue vollständige Übersetzung

dem selbst im Hochsommer ein gewaltiges Feuer brannte; und ich hörte eine Frau gereizt nach Seecombe rufen, es fehle Heizkohle, der Luftzug bringe sie um. Ich begann, bei meinen Ritten wieder zu singen, scheuchte die Hunde hinter jungen Kaninchen her, ging vor dem Frühstück schwimmen, segelte bei günstigem Wind mit Ambrose' kleinem Boot in der Flussmündung und neckte Louise mit der Londoner Mode, als sie die Saison dort verbringen wollte. Mit dreiundzwanzig braucht man wenig, um guter Dinge zu sein. Mein Heim war immer noch mein Heim. Niemand hatte es mir genommen.

Dann, im Winter, änderte sich der Ton seiner Briefe. Unmerklich zuerst, ich nahm es kaum wahr, doch beim Wiederlesen seiner Worte fiel mir in jedem Satz eine gewisse Anspannung auf, eine unausgesprochene Angst, die sich offenbar seiner bemächtigt hatte. Zum Teil handelte es sich um Heimweh, das erkannte ich wohl. Eine Sehnsucht nach seiner Heimat und seinem Haus, doch über alledem lag eine gewisse Einsamkeit, die mir bei einem Mann, der gerade einmal zehn Monate verheiratet war, seltsam vorkam. Er gestand, dass der Sommer und der Herbst sehr lang und sehr erschöpfend gewesen seien und der Winter ungewöhnlich früh eingesetzt habe. Obwohl die Villa in den Hügeln liege, fehle es an frischer Luft; er schrieb, er wandere ständig von Zimmer zu Zimmer, wie ein Hund vor dem Gewitter, nur komme kein Gewitter. Die Luft erneuere sich nicht; für einen heftigen Regenguss würde er seine Seele hergeben, auch wenn er davon krank würde. »Ich habe nie Kopfschmerzen gekannt«, schrieb er »doch jetzt habe ich dauernd welche. Manchmal bin ich fast blind vor Schmerz. Ich ertrage den Anblick der Sonne nicht mehr. Du fehlst mir mehr, als ich sagen kann. So viel zu bereden, das geht schlecht in einem Brief. Meine Frau ist heute in der Stadt, was mir die Gelegenheit zum Schreiben gibt.« Es war das erste Mal, dass er die Worte »meine Frau« benutzte. Bis dahin hatte er immer Rachel oder »Deine Cousine Rachel« geschrieben, und die Worte »meine Frau« wirkten auf mich förmlich und kalt.

In diesen Winterbriefen war keine Rede von einer Heimkehr, nur das ständige, leidenschaftliche Bedürfnis nach Neuigkeiten von zu Hause, und jede unbedeutende Kleinigkeit, die ich in meinen Briefen erwähnte, kommentierte er so, als gebe es für ihn nichts Interessanteres.

Zu Ostern und Pfingsten kam nichts, und ich begann mir Sorgen zu machen. Ich erzählte es meinem Patenonkel, und der meinte, sicherlich verzögere das Wetter die Post. Es heiße doch, auf dem Kontinent gebe es noch Schnee, und ich müsse mich bis Ende Mai gedulden, bis ich wieder aus Florenz hören würde. Ambrose war inzwischen über ein Jahr verheiratet und seit achtzehn Monaten fort von zu Hause. Meine anfängliche Erleichterung über seine Abwesenheit nach der Heirat wandelte sich in Angst, dass er vielleicht gar nicht mehr zurückkehrte. Schon dieser eine Sommer hatte offensichtlich seine Gesundheit angegriffen. Was würde erst ein weiterer mit ihm anstellen? Im Juli kam endlich ein Brief, kurz und unzusammenhängend, ganz und gar untypisch für ihn.

Selbst seine Schrift, gewöhnlich so ordentlich, taumelte über die Seite, als habe er Schwierigkeiten, die Feder zu halten.

»Es steht nicht gut um mich«, schrieb er, »das wirst Du schon an meinem letzten Brief gemerkt haben. Besser, es nicht zu erwähnen. Sie beobachtet mich die ganze Zeit. Ich habe Dir mehrmals geschrieben, aber es gibt niemanden, dem ich trauen kann, und wenn ich nicht aus dem Haus kann, um meine Briefe selbst aufzugeben, erreichen sie Dich vielleicht gar nicht. Seit meiner Krankheit kann ich keine weiten Wege mehr zurücklegen. Was die Ärzte betrifft, so habe ich kein Vertrauen in irgendeinen von ihnen. Sie sind allesamt Lügner, die ganze Sippschaft. Der neue, von Rainaldi empfohlene, ist ein Halsabschneider, was auch kein Wunder ist bei der Herkunft. Aber sie haben irgendetwas Gefährliches mit mir vor, ich werde ihnen jedoch einen Strich durch die Rechnung machen.« Dann folgte eine Lücke, etwas war weggekratzt, das ich nicht entziffern konnte, und schließlich seine Unterschrift.

Ich ließ mein Pferd satteln und ritt hinüber zu meinem Paten, um ihm den Brief zu zeigen. Er war ebenso besorgt wie ich. »Klingt nach einem Nervenzusammenbruch«, sagte er sofort. »Das gefällt mir überhaupt nicht. Das ist kein Brief eines Menschen, der bei klarem Verstand ist. Ich hoffe zum Himmel ...« Er unterbrach sich und presste die Lippen zusammen.

»Was hoffst du?«, fragte ich.

»Dein Onkel Philip, Ambrose' Vater, ist an einem Hirntumor gestorben. Das weißt du doch, oder?«, erwiderte er knapp.

Davon hatte ich noch nie gehört und sagte es ihm.

»Bevor du geboren wurdest natürlich«, erklärte er. »Darüber wurde in der Familie nie viel gesprochen. Ob diese Dinge erblich sind oder nicht, kann ich nicht sagen, die Ärzte wissen es auch nicht. Die medizinische Wissenschaft ist noch nicht so weit.« Er las den Brief erneut durch und setzte dazu extra seine Brille auf. »Es gibt natürlich noch eine andere Möglichkeit, eine äußerst unwahrscheinliche, die ich aber vorziehen würde«, sagte er.

»Und die wäre?«

»Dass Ambrose betrunken war, als er den Brief schrieb.«

Wäre er nicht über sechzig und mein Patenonkel, hätte ich ihn allein für diese Vermutung geschlagen.

»Ich habe Ambrose in meinem ganzen Leben niemals betrunken erlebt«, erklärte ich.

»Ich auch nicht«, antwortete er trocken. »Ich versuche nur, die beste der schlechten Möglichkeiten zu wählen. Ich glaube, du solltest nach Italien fahren.«

»Das habe ich schon beschlossen, bevor ich hierherkam«, bemerkte ich und ritt wieder nach Hause, ohne die geringste Vorstellung zu haben, wie ich die Reise organisieren sollte.

Es gab kein passendes Schiff für mich von Plymouth. Ich musste nach London fahren

und von dort nach Dover, um das Postschiff nach Boulogne zu erreichen, und dann mit der üblichen Postkutsche weiterreisen, quer durch Frankreich nach Italien. Sofern es keine Verzögerungen gab, würde ich in etwa drei Wochen in Florenz ankommen. Mein Französisch war schlecht, mein Italienisch nicht vorhanden, aber nichts von alledem beunruhigte mich, solange ich nur zu Ambrose gelangte. Ich verabschiedete mich eilig von Seecombe und der Dienerschaft und erklärte ihnen, ohne seine Krankheit zu erwähnen, ich hätte mich kurzfristig entschlossen, ihrem Herrn einen Besuch abzustatten. Eines schönen Julimorgens brach ich dann nach London auf, vor mir die Aussicht auf eine fast dreiwöchige Reise in ein fremdes Land.

Und gerade als die Kutsche in die Straße nach Bodmin einbog, sah ich den Stallburschen, der uns mit der Posttasche entgegengeritten kam. Ich bat Wellington, die Pferde zu zügeln, und der Junge reichte mir die Tasche. Die Chancen standen eins zu tausend, dass sich ein weiterer Brief von Ambrose darin finden würde, doch wie es sich fügte, war genau das der Fall. Ich zog den Umschlag aus der Tasche und schickte den Jungen nach Hause. Während Wellington die Peitsche schwang, öffnete ich den Umschlag, entnahm ihm ein Blatt Papier und hielt es ans Fenster, ins Licht.

Die Worte waren flüchtig hingekritzelt und kaum lesbar.

»Komm um Himmels willen schnell. Sie hat mich schließlich erledigt, Rachel, meine Peinigerin. Wenn Du zögerst, könnte es zu spät sein. Ambrose.«

Das war alles. Es gab auf dem Zettel kein Datum, keinen Hinweis auf dem Umschlag, den er mit seinem Ring versiegelt hatte.

Ich saß in der Kutsche, den Zettel in der Hand, und wusste, dass keine himmlische oder irdische Macht mich vor Mitte August zu ihm bringen würde.

Als die Kutsche mich in Florenz mit den anderen Reisenden vor dem Gasthof am Arno absetzte, hatte ich das Gefühl, schon ein Leben lang unterwegs zu sein. Inzwischen hatten wir den fünfzehnten August. Kein Reisender, der jemals seinen Fuß zum ersten Mal auf den europäischen Kontinent gesetzt hat, kann weniger beeindruckt gewesen sein als ich. Die Straßen, die Hügel und die Täler, die wir passierten, die Städte, französische ebenso wie italienische, in denen wir für die Nacht anhielten, erschienen mir alle gleich. Überall Schmutz und Ungeziefer, und der Lärm machte mich beinahe taub. Ich war an die Stille eines nahezu leeren Hauses gewöhnt, in dem ich, außer dem Wind in den Bäumen und dem gelegentlichen Prasseln des Regens aus Südwest, nachts kein Geräusch hörte – die Dienstboten schliefen in ihrem eigenen Trakt unter dem Glockenturm –, und da wirkten der endlose Lärm und das Getöse ausländischer Städte beinahe betäubend auf mich.

Ich schlief zwar, ja, wer schläft nicht mit vierundzwanzig Jahren und nach unzähligen Stunden auf der Straße, doch all die fremden Geräusche drängten sich in meine Träume: Türeenschlagen, Stimmengekreisch, Schritte unter dem Fenster, Karrenräder auf dem Kopfsteinpflaster, und immer wieder, alle Viertelstunde, das Schlagen einer Kirchenglocke. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn ich aus einem anderen Grund gekommen wäre. Dann hätte ich mich womöglich frühmorgens leichteren Herzens aus dem Fenster gelehnt, den barfüßigen Kindern beim Spielen im Rinnstein zugesehen und ihnen Münzen zugeworfen, hätte fasziniert all die neuen Geräusche und Stimmen in mich aufgenommen, wäre nachts durch die engen, gewundenen Gassen geschlendert, und es hätte mir gefallen. Tatsächlich aber betrachtete ich alles, was ich sah, mit einer Gleichgültigkeit, die an Feindseligkeit grenzte. Ich wollte nur dringend zu Ambrose gelangen, und da ich wusste, dass er in einem fremden Land erkrankt war, verwandelte meine Furchtsamkeit sich in Verachtung für alles Fremde, sogar für den Boden, auf dem ich stand.

Es wurde täglich heißer. Der Himmel war von einem gleißend harten Blau, und während der Fahrt auf den vielen kurvenreichen, staubigen Straßen der Toskana schien es mir, als hätte die Sonne dem Land alle Feuchtigkeit entzogen. Die Täler waren braun verbrannt, und ausgedörrt und gelb klebten unter ihrem Hitzeschleier kleine Dörfchen an den Hügeln. Magere, knochige Ochsen trotteten auf der Suche nach Wasser vorbei, Ziegen scharrten am Wegesrand, von schreienden kleinen Kindern gehütet, die der vorbeierollenden Kutsche hinterherriefen, und in meiner bangen Sorge um Ambrose kam es mir vor, als litte alle lebende Kreatur in diesem Land Durst und verende elendiglich, wenn man ihr Wasser verweigerte.

Als ich in Florenz aus der Kutsche stieg und das staubige Gepäck abgeladen und in das

Gasthaus getragen wurde, überquerte ich in einer ersten, instinktiven Regung die kopfsteingepflasterte Straße und trat an den Fluss. Ich war schmutzig und müde von der Reise, von Kopf bis Fuß mit Staub bedeckt. Während der letzten zwei Tage hatte ich es vorgezogen, neben dem Kutscher zu sitzen, statt im Wageninnern zu ersticken, und wie die armen Tiere entlang der Straße lechzte ich nach Wasser. Hier lag es nun vor mir. Keine gekräuselte, salzig frische, gischtüberstäubte blaue Flussmündung wie zu Hause, sondern ein träge dahinfließender, pompöser Strom, ebenso schlammig wie sein Bett, der sich glucksend zwischen den Brückenbögen seinen Weg suchte, während hin und wieder ein paar Luftblasen die glatte Oberfläche durchbrachen. Abfälle trieben auf diesem Fluss, Strohbüschel und tote Pflanzen, dennoch erschien er meiner vor Müdigkeit und Durst beinahe fiebrigen Fantasie als etwas, das geschmeckt, geschluckt, die Kehle hinuntergegossen werden sollte, wie man vielleicht einen Giftrank hinunterstürzen würde.

Ich stand da und blickte fasziniert auf das Wasser, während die Sonne auf die Brücke brannte und plötzlich hinter mir in der Stadt eine mächtige Glocke tief und feierlich vier Uhr schlug. Das Läuten wurde von weiteren Kirchenglocken aufgenommen, und der Klang vermischte sich mit dem Rauschen des Wassers, das braun und ölig über die Steine floss.

Neben mir stand eine Frau, ein wimmerndes Kind in den Armen, ein weiteres zerrte an ihrem zerrissenen Rock; mit ausgestreckter Hand bat sie um ein Almosen und sah mich aus dunklen Augen flehentlich an. Ich gab ihr eine Münze und wandte mich ab, doch sie griff flüsternd nach meinem Ellbogen, bis einer der Mitreisenden, der noch neben der Kutsche stand, einen Schwall italienischer Worte gegen sie losließ; darauf wich sie wieder in die Ecke der Brücke zurück, aus der sie gekommen war. Sie war noch jung, nicht älter als neunzehn, doch ihr Gesicht wirkte erschreckend alterslos, als wohnte in ihrem geschmeidigen Körper eine alte Seele, die nicht sterben konnte. Jahrhunderte blickten einem aus diesen Augen entgegen; sie hatte so viel über das Leben nachgegrübelt, dass es ihr gleichgültig geworden war. Als ich später in das Zimmer hinaufstieg, das man mir zugewiesen hatte, und auf den kleinen Balkon trat, der auf den Platz hinausging, sah ich, wie sie sich zwischen den wartenden Pferden und Kutschen davonschlich, verstohlen und geduckt wie eine Katze bei Nacht.

Seltsam apathisch wusch ich mich und wechselte die Kleidung. Nun, da meine Reise zu Ende war, überkam mich ein Gefühl der Dumpfheit; jene Person, die zu dieser Reise aufgebrochen war, erregt und hochgespannt, zu allen Schlachten bereit, gab es nicht mehr. An ihre Stelle war müde und mutlos ein Fremder getreten. Die Aufregung hatte sich längst gelegt. Selbst das reale abgegriffene Stück Papier in meiner Tasche war substanzlos geworden. Der Zettel war schon vor Wochen geschrieben worden, so viel konnte seither passiert sein. Vielleicht hatte sie Ambrose aus Florenz weggebracht, vielleicht waren sie auch nach Rom oder Venedig gegangen, und ich sähe mich genötigt,